

**DEAN
KOONTZ**

**AUF DER SUCHE
NACH
ASHLEY BELL**

Aus dem Amerikanischen
von Manfred Sanders

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Ashley Bell*
erschien 2015 im Verlag Bantam Books.
Copyright © 2015 by The Koontz Living Trust

1. Auflage Dezember 2022
Copyright © dieser Ausgabe 2022
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-028-1
eBook 978-3-98676-029-8



Dieses Buch ist mit großer Zuneigung Susan
(Allison) Cathers gewidmet, meiner Schwester
von einer anderen Mutter, zum Dank für 30 Jahre
Güte und Vortrefflichkeit.

Sie ...
Hört das Lied im Ei eines Vogels.

James Dickey, *Im Freien schlafen an Ostern*





TEIL 1

**DIE FRAU, DIE VORHATTE,
EINEN HELDEN ZU HEIRATEN**

1

Das Mädchen, dessen Geist immer neues Garn spann

In dem Jahr, als Bibi Blair zehn wurde – das war zwölf Jahre, bevor der Tod an ihre Tür klopfte –, war der Himmel von Januar bis Mitte März fast jeden Tag eine düstere Gruft der Trauer und die Engel weinten Flut um Flut über das südliche Kalifornien. So beschrieb sie es jedenfalls in ihrem Tagebuch: ein trauernder Himmel, die Tage und Nächte überschwemmt vom Kummer der Engel, auch wenn sie keine Vermutungen über die Ursache des himmlischen Schmerzes anstellte.

Schon damals führte sie nicht nur Tagebuch, sondern schrieb auch Kurzgeschichten. In jenem verregneten Winter drehten sich ihre simplen Erzählungen alle um einen Hund namens Jasper, dessen grausames Herrchen ihn an einem sturmumtosten Strand südlich von San Francisco ausgesetzt hatte. In jeder der kleinen Geschichten fand Jasper, ein grau-schwarzer Mischling, ein neues Zuhause. Aber immer erwies sich die Zuflucht am Ende aus dem einen oder anderen Grund als nicht dauerhaft. Und der gute Jasper, fest entschlossen, den Mut nicht zu verlieren, wanderte weiter südwärts, Hunderte von Meilen auf der Suche nach seinem endgültigen Heim.

Bibi war ein fröhliches Kind, jede Melancholie war ihr fremd; deshalb erschien es ihr damals – und noch Jahre danach – seltsam, dass sie so viele traurige

Episoden über eine einsame, heimatlose Promenadenmischung verfasste, deren Suche nach Liebe nie mehr als nur kurz von Erfolg gekrönt war. Erst nach ihrem 22. Geburtstag sollte sie es verstehen.

In gewisser Weise ist jeder eine Elster. Bibi war eine, aber das wusste sie damals nicht.

Viel Zeit sollte vergehen, bevor sie einige der Wahrheiten erkannte, die sie in ihrem Elsternherzen versteckt hatte.

Die Elster, ein Vogel mit einem auffällig gescheckten Gefieder und einem langen Schwanz, hortet oft Gegenstände, die ihr bedeutsam erscheinen: Knöpfe, Schnüre, Bänder, bunte Perlen, Glasscherben. Nachdem sie diese Kleinode vor der Welt verborgen hat, baut die Elster im folgenden Jahr ein neues Nest und vergisst die Lage ihres Schatzes; und deshalb, da sie ihre Sammlung nun auch vor sich selbst versteckt hat, legt die Elster eine neue an.

Menschen verstecken Wahrheiten über sich selbst vor sich selbst. Eine solche Selbsttäuschung ist ein Bewältigungsmechanismus, und in gewissem Maße fangen die meisten schon als Kinder damit an, sich selbst zu täuschen.

In jenem nassen Winter, als sie zehn war, lebte Bibi mit ihren Eltern in einem kleinen Bungalow in Corona del Mar, einem malerischen Stadtteil von Newport Beach. Obwohl sie nur drei Straßen vom Pazifik entfernt wohnten, hatten sie keinen Blick aufs Meer. Am ersten Samstag im April war sie allein zu Hause. Sie saß in einem Schaukelstuhl auf der vorderen Veranda des idyllischen Schindelhauses, während warmer Regen senkrecht durch die Blätter der Palmen und Feigen fiel

und auf dem Asphalt zischte wie heißes Öl auf einem Backblech.

Sie war kein Kind, das sich dem Müßiggang hingab. Ihr Geist war immer beschäftigt, immer dabei, neues Garn zu spinnen. Sie hatte einen gelben linierten Schreibblock auf dem Schoß und eine Kollektion Bleistifte, womit sie gerade eine neue Folge der Saga vom einsamen Jasper komponierte. Eine Bewegung am Rand ihres Gesichtsfeldes ließ sie aufblicken und sie sah einen durchnässten und erschöpften Hund, der vom Meer her den Gehweg heraufkam.

Mit zehn war ihr Sinn für Wunder noch nicht ganz abgenutzt; und sie spürte, dass eine überraschende Wende des Schicksals bevorstand. Erfasst von einem angenehmen Gefühl der Erwartung legte sie Block und Stift beiseite, stand auf und ging zur Verandatreppe.

Der Hund sah völlig anders aus als der einsame Mischling in ihren Geschichten. Der tropfnasse Golden Retriever hielt dort an, wo sich der Fußweg des Bungalows mit dem öffentlichen Bürgersteig traf. Mädchen und Tier musterten einander. Bibi rief ihm zu: »Hierher, Junge, hierher.« Sie musste noch ein bisschen mehr locken, aber schließlich kam er zur Veranda und stieg die Stufen hinauf. Das Mädchen beugte sich bis auf seine Höhe hinab, um ihm in die Augen zu schauen, die so golden waren wie sein Fell. »Du stinkst.« Der Retriever gähnte, als ob er das längst wüsste.

Er trug ein rissiges und schmutziges Lederhalsband. Keine Hundemarke baumelte daran. Es war keine jener Metallplatten mit Name und Telefonnummer daran befestigt, wofür ein verantwortungsvoller Hundebesitzer hätte sorgen sollen.

Bibi führte den Hund von der Veranda herunter, durch den Regen, um das Haus herum und auf einen gepflasterten, zehn mal zehn Meter großen Hinterhof, der gesäumt war von verputzten Sichtschutzmauern entlang der Grundstücksgrenzen im Osten und Westen. Im Süden stand eine zweitorige Garage, von der aus es zur Auffahrt ging. Eine Außentreppe führte hoch zu einem kleinen Balkon und einer Wohnung über der Garage. Bibi vermied es, zu den Fenstern hinaufzuschauen.

Sie ließ den Hund auf der hinteren Veranda warten, während sie ins Haus ging. Er überraschte sie damit, dass er immer noch dort war, als sie mit zwei Strandtüchern, Shampoo, einem Föhn und einer Haarbürste zurückkehrte. Er lief mit ihr über den Hof, aus dem Regen und in die Garage.

Nachdem sie das Licht eingeschaltet und ihm das verschmutzte und schlammverkrustete Halsband abgenommen hatte, sah sie etwas, das ihr vorher nicht aufgefallen war. Sie überlegte, das Halsband in die Mülltonne zu werfen, es unter dem anderen Abfall zu vergraben, aber sie wusste, das wäre falsch. Also öffnete sie stattdessen eine Schublade in dem Schrank neben der Werkbank ihres Vaters, nahm eins von mehreren Poliertüchern aus seinem Vorrat und schlug das Halsband darin ein.

Ein Geräusch erklang aus der Wohnung über ihr, ein kurzes, hartes Poltern. Aufgeschreckt schaute Bibi zur Garagendecke, deren offen liegende Balken mit Spinnenarchitektur verziert waren.

Sie glaubte, auch eine leise, gepeinigte Stimme zu hören. Nachdem sie eine halbe Minute lang aufmerksam

gelauscht hatte, sagte sie sich, dass sie es sich wohl nur eingebildet hatte.

Zwischen zwei der Balken, von hinten beleuchtet von einer nackten, verstaubten Glühbirne in einer weißen Keramikfassung, tanzte eine fette Spinne von Faden zu Faden und zupfte auf ihrer seidenen Harfe eine Musik, die jenseits des menschlichen Hörvermögens lag.

Bibi musste an die Spinne Charlotte in dem Buch *Wilbur und Charlotte* von E. B. White denken, die das Schwein Wilbur, ihren Freund, rettete. Für einen Moment vergaß sie die Garage um sich herum, als ein Bild in ihrem Kopf entstand und für sie wirklicher wurde als die Wirklichkeit:

Hunderte von winzigen Spinnen, Charlottes Nachkommen, frisch geschlüpft aus ihrem Eibläschen, viele Wochen nach Charlottes traurigem Tod, wie sie auf dem Kopf stehen, ihre Spinndrüsen gen Himmel richten und kleine Wolken aus feiner Seide ausstoßen. Die Wolken formen sich zu Miniaturballons und die Babyspinnen erheben sich in die Luft. Das Schwein Wilbur ist überwältigt von Erstaunen und Freude, aber auch voller Traurigkeit, als es zusieht, wie die winzige Luftarmada zu fernen Orten davonfliegt. Es wünscht ihnen alles Gute, ist aber zugleich traurig, seine letzte Verbindung zu seiner verstorbenen Freundin Charlotte zu verlieren ...

Mit einem leisen Winseln und einem sanften Bellen holte der Hund Bibi zurück in die Wirklichkeit der Garage.

Später, nachdem der Retriever gewaschen, getrocknet und gebürstet war, nahm Bibi ihn während einer Regenpause mit ins Haus. Als sie ihm das kleine Zimmer zeigte, das ihr gehörte, sagte sie: »Wenn Mom und Dad

nicht in die Luft gehen, wenn sie dich sehen, wirst du hier bei mir schlafen.«

Der Hund sah interessiert zu, wie Bibi einen Pappkarton aus dem Kleiderschrank zog. Der Karton enthielt Bücher, die nicht mehr auf die bereits schwer beladenen Regale neben ihrem Bett gepasst hatten. Sie ordnete die Bücher neu an, um einen kleinen Hohlraum zu schaffen, in den sie das eingewickelte Hundehalsband legte, bevor sie den Karton wieder in den Schrank schob.

»Dein Name ist Olaf«, informierte sie den Retriever und er reagierte auf seine Taufe mit einem Schwanzwedeln. »Olaf. Eines Tages erzähle ich dir, warum.«

Mit der Zeit vergaß Bibi das Halsband, weil sie es vergessen wollte. Neun Jahre sollten vergehen, bis sie es auf dem Boden jenes Kartons voller Bücher wiederentdeckte.

Und als sie es fand, schlug sie es erneut in das Poliertuch ein und suchte eine neue Stelle, um es zu verstecken.

2

Zwölf Jahre später Ein perfekter Tag im Paradies

Jener zweite Dienstag im März mit seinen schrecklichen Offenbarungen und der plötzlichen Drohung des Todes wäre für manche Menschen der Anfang vom Ende gewesen, aber Bibi Blair, jetzt 22, würde ihn letztendlich Tag eins nennen.

Sie erwachte im Morgengrauen und stellte sich gähmend ans Schlafzimmerfenster, um der noch verborgenen Sonne dabei zuzusehen, wie sie ihre Ankunft mit Lichtbannern in Korallenrosa ankündigte, bis sie schließlich auftauchte und westwärts zog. Bibi liebte Sonnenaufgänge. Anfänge. Jeder Tag begann mit einem solchen Versprechen. Alles mögliche Gute konnte passieren. Für Bibi war das Wort *Enttäuschung* für Abende reserviert, und dann auch nur, wenn der Tag wirklich so richtig mies gewesen war. Sie war Optimistin. Ihre Mutter hatte einmal gesagt, wenn das Leben Bibi Zitronen gab, würde sie keine Limonade daraus machen, sondern Limoncello.

Die fernen Berge, bloße Silhouetten vor dem morgendlichen Blau, erschienen wie Bollwerke, die das magische Königreich von Orange County vor der Hässlichkeit und dem Chaos beschützten, die in diesen Tagen so große Teile der Welt heimsuchten. Überall im kalifornischen Flachland versprachen die von Bäumen gesäumten Straßengitter und die zahlreichen Parks der durchgeplanten Wohnviertel im Südcounty ein ruhiges und ordentliches Leben voll unendlichem Zauber.

Bibi brauchte mehr als bloße Versprechen. Mit 22 hatte sie große Träume, auch wenn sie sie nicht Träume nannte, denn Träume waren Sternschnuppenwünsche, die nur selten in Erfüllung gingen. Konsequenterweise nannte sie sie daher *Erwartungen*. Sie hatte große Erwartungen, und sie sah auch die Mittel vor sich, mit denen sie diese gewiss erfüllen würde.

Manchmal konnte sie sich ihre Zukunft so deutlich vorstellen, dass es fast schien, als hätte sie sie bereits gelebt und würde sich nun daran erinnern. Um die

eigenen Ziele zu erreichen, war Fantasie fast genauso wichtig wie harte Arbeit. Man konnte den Hauptpreis nicht gewinnen, wenn man sich nicht vorstellen konnte, woraus er bestand und wo er zu finden war.

Während sie die Berge betrachtete, dachte Bibi an den Mann, den sie heiraten würde, die Liebe ihres Lebens, in diesem Augenblick eine halbe Welt entfernt an einem Ort voller Blut und Heimtücke. Sie weigerte sich, zu viel Angst um ihn zu haben. Er konnte auf sich selbst aufpassen. Er war kein Märchenheld, sondern ein realer, und die Frau, die seine Ehefrau werden wollte, hatte die Verpflichtung, ebenso stoisch wie er mit den Gefahren umzugehen, mit denen er es zu tun hatte.

»Ich liebe dich, Paxton«, murmelte sie, wie sie es oft tat, als wäre diese Erklärung eine Zauberformel, die ihn beschützen würde, ganz egal wie viele Tausende von Meilen sie beide trennten.

Nachdem sie geduscht und sich angezogen und die Zeitung von der Türschwelle geholt hatte, ging sie in die Küche, in der ihre vorprogrammierte Kaffeemaschine gerade die sechste Tasse in die Pyrexkanne tröpfelte. Die Mischung, die sie bevorzugte, duftete angenehm und enthielt so viel Koffein, dass schon die Dämpfe allein reichen würden, um die Schlafkrankheit zu kurieren.

Die klassischen Stühle in der Essecke hatten verchromte Metallbeine und mit schwarzem Vinyl bezogene Sitzflächen. *Sehr* 50er-Jahre. Bibi mochte die 50er. Damals war die Welt noch nicht verrückt gewesen. Während sie sich an den verchromten Tisch mit der roten Resopalplatte setzte und die Zeitung durchblätterte, trank sie den

ersten Kaffee des Tages, den sie ihre ›Wachmachtasse‹ nannte.

Um in einem Zeitalter konkurrenzfähig zu bleiben, in dem elektronische Medien alle wichtigen Nachrichten längst verbreitet hatten, bevor sie in Druck erschienen, hatte der Herausgeber dieser Zeitung entschieden, nur wenige Seiten den wichtigen globalen und nationalen Ereignissen zu widmen und den restlichen Platz für längere Geschichten aus dem Leben der Bewohner dieser Gegend zu reservieren. Als Romanautorin befürwortete Bibi das. Genau wie gute Erzählliteratur drehten sich die besten Geschichtsbücher weniger um die großen Ereignisse als vielmehr um die Menschen, deren Leben von Kräften beeinflusst wurden, die sich ihrer Kontrolle entzogen. Allerdings gab es für jede Geschichte über eine Frau, die gegen gleichgültige Regierungsbeamten kämpfte, um eine angemessene Pflege für ihren kriegsversehrten Ehemann zu erstreiten, eine andere über jemanden, der eine riesige Sammlung verschrobener Hüte besaß oder einen heiligen Kreuzzug führte, um die Erlaubnis zu erhalten, seinen Papagei zu heiraten.

Genau wie ihre erste Tasse war auch ihr zweiter Kaffee schwarz und Bibi trank ihn, während sie ein Schokocroissant aß. Trotz aller Propaganda glaubte sie nicht daran, dass eimerweise Kaffee oder eine an Butter und Eiern reiche Ernährung ungesund war. Sie aß, was sie wollte, fast aus einer Art Trothaltung heraus, und blieb schlank und gesund. Sie hatte nur ein Leben, und das wollte sie leben, mit Bacon und allem.

Als sie ein zweites Croissant aß, biss sie einen Happen ab, der so widerlich schmeckte wie verdorbene Milch.

Sie spuckte ihn auf ihren Teller und wischte sich die Zunge mit einer Serviette ab.

Die Bäckerei, in der sie einkaufte, war bisher immer zuverlässig gewesen. Dem Augenschein nach war alles in Ordnung mit dem Stück, das sie ausgespuckt hatte. Sie schnupperte an dem Croissant, aber es roch normal. Es war mit keinen erkennbaren Fremdsubstanzen kontaminiert.

Zögernd nahm sie einen weiteren Bissen. Er schmeckte so, wie er sollte.

Oder doch nicht?

Vielleicht eine winzige Spur von ... irgendwas. Sie legte das Croissant auf den Teller. Sie hatte den Appetit verloren.

Die heutige Zeitung war voll mit Sammlern verschrobener Hüte und dergleichen. Sie legte sie beiseite. Mit einer dritten Tasse Kaffee ging sie in das Arbeitszimmer ihrer Dreizimmerwohnung.

Als sie am Computer die unfertige Kurzgeschichte geöffnet hatte, an der sie nun schon seit drei Wochen herumbastelte, blieb ihr Blick für ein paar Momente auf der Namenszeile hängen: *Bibi Blair*.

Ihre Eltern hatten sie Bibi genannt, nicht weil sie grausam waren oder gleichgültig gegenüber den Leiden eines Kindes mit einem ungewöhnlichen Namen, sondern weil sie leichtherzig und unbeschwert bis zum Geht-nichtmehr waren. *Bibi* kam von dem altfranzösischen Wort *beubelot*, was Spielzeug bedeutete oder Spielerei. Sie war niemandes Spielzeug. War es nie gewesen, würde es nie sein.

Ein anderer Name, der sich von *beubelot* herleitete, war Bubbles. Das wäre noch schlimmer gewesen. Sie

hätte ihren Namen zu etwas weniger Albernem ändern oder Pole-Tänzerin werden müssen.

Bis zu ihrem 16. Geburtstag hatte sie sich längst an ihren Namen gewöhnt. Als sie 20 war, fand sie sogar, dass Bibi Blair sie auf eine etwas schrullige Weise von der Masse abhob. Dennoch fragte sie sich manchmal, ob man sie mit solch einem Namen als Autorin ernst nehmen würde.

Sie scrollte von der Überschrift und ihrem Namen nach unten und hielt beim zweiten Absatz an, wo ihr ein Satz ins Auge fiel, den sie umformulieren musste. Als sie zu tippen begann, machte ihre rechte Hand, was sie sollte, aber die linke fummelte unkoordiniert auf den Tasten herum und verstreute wahllos Buchstaben über den Monitor.

Ihre Verwunderung wich dem Erschrecken, als sie feststellte, dass sie die Tasten unter ihren verkrampften Fingern nicht spüren konnte. Das Tastgefühl hatte sie verlassen.

Bestürzt hob sie die verräterische Hand, beugte die Finger, sah, wie sie sich bewegten, konnte die Bewegung aber nicht *fühlen*.

Obwohl der Kaffee vollständig den ekligen Geschmack gewegewaschen hatte, der ihr das zweite Croissant verleidet hatte, war er plötzlich wieder in ihrem Mund. Sie verzog angewidert das Gesicht und griff mit ihrer rechten Hand nach dem Kaffee. Der Rand der Tasse rasselte gegen ihre Zähne, aber das Gebräu säuberte erneut ihre Zunge von dem Geschmack.

Ihre linke Hand rutschte von der Tastatur auf ihren Schoß. Einen Moment lang konnte sie sie nicht bewegen und in einem Anfall von Panik dachte sie: *gelähmt*.

Plötzlich erfüllte ein Prickeln ihre Hand, den ganzen Arm, nicht diese vibrierende Taubheit nach einem scharfen Schlag gegen den Ellbogen, sondern ein krabbelndes Gefühl, als würden Ameisen durch Fleisch und Knochen schwärmen. Als sie den Stuhl vom Schreibtisch zurückrollte und aufstand, breitete sich das Prickeln durch die ganze linke Seite ihres Körpers aus, von der Kopfhaut bis zum Fuß.

Auch wenn Bibi nicht wusste, was da gerade mit ihr passierte, spürte sie, dass sie in tödlicher Gefahr war. Sie sagte: »Aber ich bin doch erst 22.«

3

Der Friseursalon

Nancy Blair buchte immer den frühestmöglichen Termin in Heather Jorgensons Friseursalon in Newport Beach, weil sie der festen Überzeugung war, dass selbst die besten Hairstylistinnen wie Heather weniger verlässliche Arbeit leisteten, wenn der Tag vorangeschritten war. Nancy würde sich genauso wenig am Nachmittag die Haare schneiden lassen, wie sie ein Facelifting nach dem Abendessen ansetzen würde.

Nicht dass sie eine Schönheitsoperation nötig gehabt hätte. Mit 48 sah sie aus wie 38. Oder höchstens 39. Ihr Mann Murphy, den alle Murph nannten, sagte, wenn sie je einen Schönheitschirurgen an ihrem Gesicht herum-pfuschen ließe, würde er sie weiterhin lieben, aber er würde sie nur noch Cruella de Vil nennen, nach der straff gelifteten Schurkin aus *101 Dalmatiner*.

Und sie hatte großartige Haare, dicht und dunkel, ohne eine Spur von Grau. Sie ließ sie alle drei Wochen schneiden, weil sie Wert auf ein präzises Äußeres legte.

Ihre Tochter Bibi hatte das gleiche üppige dunkelbraune, fast schwarze Haar, aber Bibi trug es lang. Das liebe Kind versuchte, seine Mutter immer wieder zu überreden, sich von dem kurzen, zotteligen Schnitt zu trennen. Aber Nancy war eine Macherin, eine Anpackerin, immer auf dem Sprung, und sie hatte nicht die Geduld für das endlose Getue, das nötig war, um mit längeren Haaren gut auszusehen.

Nachdem Heather Nancys Haare mit einer Sprühflasche angefeuchtet hatte, sagte sie: »Ich habe Bibis Roman *Die Lampe des Blinden* gelesen. Hat mir echt gefallen.«

»O Liebes, meine Tochter hat mehr Talent in ihrem kleinen Finger als die meisten anderen Autoren in allen Fingern und Daumen zusammen.« Noch während sie dieses Statement mit unverhohlenem Stolz abgab, merkte Nancy, dass es eigentlich nicht sonderlich eloquent war, sogar ein bisschen albern. Was auch immer die Quelle von Bibis Sprachtalent war, aus den Genen ihrer Mutter kam es nicht.

»Es hätte ein Bestseller werden müssen«, sagte Heather.

»Dahin kommt sie noch. Wenn es das ist, was sie will. Ich weiß es nicht genau. Ich meine ... sie erzählt mir alles, aber was das Schreiben angeht und das, was sie will, ist sie eher zurückhaltend. Sie ist in mancher Hinsicht ein rätselhaftes Mädchen. Schon als Kind war Bibi rätselhaft. Sie war acht, als sie sich diese Geschichten ausdachte über eine Gemeinschaft von intelligenten Mäusen, die in Gängen unter unserem Bungalow

lebten. Alberne Geschichten, aber sie konnte einen fast dazu bringen, sie zu glauben. Tatsächlich dachten wir für eine Weile, dass *sie* an diese verdammten Mäuse glaubte. Fast hätten wir sie zur Therapie angemeldet. Aber dann erkannten wir, dass sie einfach nur das war, was sie war, nämlich Bibi, dazu geboren, Geschichten zu erzählen.«

Als begeisterte Leserin von Zeitschriften, die mit reichlich Fotos und minimalem Text über das Leben von Prominenten berichteten, hatte Heather wahrscheinlich schon nach dem dritten Satz von Nancys langer Ansprache nicht mehr zugehört. »Aber warum sollte sie denn keine Bestsellerautorin sein wollen – und *berühmt*?«

»Vielleicht will sie es. Aber das ist nicht der Grund, weshalb sie schreibt. Sie schreibt, weil sie schreiben *muss*. Sie sagt, ihre Fantasie ist wie ein Dampfkessel, der ständig zu viel Druck aufbaut. Wenn sie nicht jeden Tag etwas von dem Dampf ablassen würde, würde der Kessel explodieren und ihr den Kopf abreißen.«

»Wow.«

Heathers Gesicht hing im Spiegel über Nancys Gesicht, mit großen Augen und ein bisschen an ein Nagetier erinnernd. Sie war eine hübsche junge Frau. Noch hübscher wäre sie gewesen, hätte sie ihre oberen Eckzähne mit einer Zahnsperre richten lassen.

»Bibi meint das natürlich nicht wörtlich. Ihr Kopf wird genauso wenig explodieren, wie damals unter unserem Bungalow intelligente Mäuse gelebt haben.«

Heathers auffällige Eckzähne verliehen ihrem besorgten Gesichtsausdruck eine gewisse Komik. Sie war einfach bezaubernd.

Murph hatte einmal gesagt, wenn ein Mädchen nur süß genug sei, dann fänden manche Männer einen Überbiss sexy. Seither war Nancy auf der Hut vor allen attraktiven Frauen im Leben ihres Mannes, die eine kieferorthopädische Korrektur benötigten. Murph war Heather nie begegnet. Wenn es nach Nancy ging, blieb es auch dabei. Nicht dass er untreu war. Das war er nicht. Er würde es nie wagen. Vielleicht glaubte er nicht daran, dass seine Frau ihn wirklich mit einem Bolzenschneider kastrieren würde, wie sie es geschworen hatte, aber er war klug genug, um zu wissen, dass die Folgen eines Seitensprungs sehr hässlich wären.

»Augen zu«, sagte Heather. Nancy gehorchte, und die Sprühflasche mit Wasser machte ein leises Spritzgeräusch. Danach folgte etwas duftender Schaum. Dann ein abschließendes Föhnen und die letzten Feinarbeiten mit der Bürste.

Als ihre Haare fertig waren, lagen sie perfekt wie immer. Heather war eine so talentierte Friseurin, dass sie sich nie als Schönheitspflegerin oder Haarstylistin bezeichnen würde. Ihre Visitenkarte wies sie als *Coiffeuse* aus, und dieses kleine bisschen Anmaßung, das so typisch Newport Beach war, war in ihrem Fall absolut gerechtfertigt.

Nancy bezahlte und gab ein großzügiges Trinkgeld. Sie versicherte gerade ihrer *Coiffeuse*, dass sie die positive Kritik zur *Lampe des Blinden* an die Autorin weiterleiten werde, als sie vom aktuellen Klingelton ihres Handys unterbrochen wurde – einige Takte aus dem alten Bobby-McFerrin-Song ›Don't Worry, Be Happy‹. Sie schaute aufs Display, nahm den Anruf an und sagte: »Bibi, Baby.«

Bibis Stimme klang, als wäre es mehr als nur die räumliche Distanz, die zwischen ihr und Nancy lag. »Mom, irgendwas stimmt nicht mit mir.«

4

Die Suche nach dem Silberstreif

Bibi saß in einem Sessel im Wohnzimmer, ihre Handtasche auf dem Schoß, und versuchte, das gruselige Von-Kopf-bis-Fuß-Kribbeln durch positives Denken zu vertreiben, als ihre Mutter in die Wohnung gestürmt kam wie eine Spezialeinheit der Modopolizei auf der Suche nach Leuten, die fantasielos zusammengestellte Ensembles trugen. Nancy sah herrlich eklektisch aus in ihrer Herrenjacke in Sportjackettschnitt, aus geschmeidigem schwarzem Leder von St. Croix, ihrem komplex gemusterten eierschalenfarbenen Top von Louis Vuitton, ihrer schwarzen Mavi-Jeans mit raffinierten, sorgfältig handgefertigten Verschleißstellen und ihren schwarz-roten Turnschuhen von einem Designer, dessen Namen Bibi nicht mehr wusste.

Bibi teilte nicht die Modebesessenheit ihrer Mutter, wie ihre Billigjeans und das langärmelige T-Shirt bewiesen.

Als Nancy durch das Zimmer zu dem Sessel eilte, sprudelte ein Schwall von Worten aus ihr heraus. »Du bist blass, du bist ganz grau, o mein Gott, du siehst schrecklich aus.«

»Das tue ich nicht, Mom. Ich sehe normal aus und das erschreckt mich mehr, als wenn ich steingrau mit

blutenden Augen wäre. Wie kann ich normal aussehen und diese Symptome haben?»

»Ich rufe einen Krankenwagen.«

»Nein, das wirst du nicht«, sagte Bibi entschieden. »Ich will keinen Aufstand machen.« Mit ihrer gesunden rechten Hand stemmte sie sich aus dem Sessel hoch. »Fahr mich nur zur Notaufnahme.«

Nancy sah ihre Tochter an, wie sie vielleicht eine bemitleidenswerte, vom Lastwagen überfahrene Kreatur am Rand des Highways angesehen hätte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Wage es nicht, Mutter! Fang jetzt nicht an zu weinen.« Bibi zeigte auf einen kleinen Beutel mit Kordelzug, der neben dem Sessel lag. »Kannst du das für mich nehmen? Das sind ein Schlafanzug, Zahnbürste, ein paar Sachen zum Übernachten, falls ich bis morgen bleiben muss. Auf keinen Fall werde ich eins von diesen Krankenhaushemden zum hinten Zubinden tragen, bei dem alle meinen nackten Hintern sehen können.«

Mit einer Stimme, die zitterte wie Aspik, sagte Nancy: »Ich liebe dich so sehr.«

»Ich liebe dich auch, Mom.« Bibi ging zur Tür. »Jetzt komm schon. Ich habe keine Angst. Jedenfalls nicht sehr. Du sagst immer: ›Es ist, wie es ist.‹ Also lebe auch danach. Lass uns gehen.«

»Aber wenn du einen Schlaganfall hattest, sollten wir einen Krankenwagen rufen. Jede Minute zählt.«

»Ich hatte keinen Schlaganfall.«

Nancy eilte an ihrer Tochter vorbei und öffnete die Wohnungstür, blockierte aber den Ausgang. »Am Telefon hast du gesagt, deine linke Seite ist gelähmt ...«

»Nicht gelähmt. Es kribbelt. Als wären 50 Handys, alle auf stumm geschaltet, an meinen Körper geklebt und würden alle gleichzeitig vibrieren. Und meine linke Hand ist ein bisschen schwach. Das ist alles.«

»Klingt wie ein Schlaganfall. Woher willst du wissen, dass es keiner ist?«

»Es ist keiner. Ich rede nicht undeutlich. Ich kann klar sehen. Keine Kopfschmerzen. Keine Verwirrung. *Und ich bin erst 22, verdammt!*«

Nancys Miene wurde sanfter und wechselte von nervöser Furcht zu etwas, das möglicherweise Verdruss war, als ihr klar wurde, dass sie ihrer Tochter im Moment nicht gerade half, sondern sie nur beunruhigte. »Okay. Ja, du hast recht. Ich fahre dich.«

Die Türen der Wohnungen im zweiten Stock lagen alle an einer überdachten Galerie, und Bibi ließ ihre rechte Hand über das Geländer gleiten, als die beiden zum Nordende gingen. Es war ein angenehmer, kühler Tag. Singvögel feierten fröhliche Feste. Hinter dem Haus rauschten die Palmen und Farne leise in der sanften Brise. Silberne Phantomfische aus Sonnenlicht flitzten durch das Wasser des Swimmingpools, und diese einfache Szenerie war von einer so tiefgreifenden Schönheit, wie Bibi sie noch nie wahrgenommen hatte.

Als sie das Ende der Galerie erreichten, meinte Nancy: »Liebling, bist du sicher, dass du die Treppe schaffst?«

Die offene Metalltreppe hatte Stufen aus grobkieseligem Beton. Dank ihrer Symmetrie und der Anmut, mit der sie hinunter in den Hof führte, war sie im Grunde eine Skulptur. Bibi hatte sie vorher nie als ein Kunstobjekt betrachtet; die Aussicht, sie möglicherweise

niemals wiederzusehen, eröffnete ihr wahrscheinlich diese neue Sichtweise.

»Ja, ich schaffe die Treppe«, versicherte Bibi ungeduldig. »Ich kann sie nur nicht hinabtanzen.«

Sie bewegte sich von Stufe zu Stufe, ohne nennenswerten Zwischenfall, außer dass sich dreimal ihr linker Fuß nicht bewegen wollte, als er es sollte, und sie ihn hinterherziehen musste.

Als sie sich auf dem Parkplatz einem BMW näherten, auf dessen Kennzeichen TOP AGENT stand, wollte Nancy erst zur Beifahrertür gehen, erinnerte sich dann aber offensichtlich daran, dass Verhätscheln nicht erwünscht war, und beeilte sich, zur Fahrerseite zu gelangen.

Bibi stellte zu ihrer Erleichterung fest, dass das Einsteigen in den Wagen nicht schwieriger war als das Besteigen der sanft schaukelnden Gondel eines Riesenrades.

Nancy startete den Motor. »Schnall dich an, Liebes.«

»Ich bin angeschnallt, Mutter.« Als Bibi sich selbst hörte, fühlte sie sich wieder wie eine 16-Jährige, unselbstständig und etwas quengelig, und sie verabscheute es, beides zu sein. »Ich bin angeschnallt.«

»Oh. Bist du. Ja, natürlich.«

Nancy fuhr zügig vom Parkplatz herunter, bog nach rechts auf die Straße und gab Gas, um es über die anschließende Kreuzung zu schaffen, bevor die Ampel umsprang.

»Es wäre schon ironisch«, sagte Bibi, »wenn du uns auf dem Weg zum Krankenhaus umbringen würdest.«

»Ich hatte noch nie einen Unfall, Liebling. Und nur einen einzigen Strafzettel, und das war eine total

hinterhältige, arglistige Radarfalle. Der Bulle war ein echtes Smogmonster, ein total mieser Kak, der ein Glassout nicht von Mushburgern unterscheiden könnte.«

Surferslang. Ein *Smogmonster* war ein Binnenländer. Ein *Kak* war ein Vollidiot. *Glassout* war, wenn das Meer im perfekten Fluss war, ideale Bedingungen zum Surfen, und *Mushburger* waren die Sorte Wellen, bei denen Surfer überlegten, ob sie nicht lieber dem Wasser den Rücken kehren und aufs Skateboard umsteigen sollten.

Manchmal fiel es Bibi schwer, sich daran zu erinnern, dass ihre Mutter vor langer Zeit ein eingefleischtes Surfergirl gewesen war und zusammen mit den Besten der Szene die *Tubes* und *Drops* geritten hatte. Nancy liebte noch immer den von der Sonne gebackenen Sand und die Brandung. Von Zeit zu Zeit paddelte sie hinaus und fing ein paar Wellen ein. Aber von den Wörtern, die heute ihre Identität definierten, stand *Surferin* längst nicht mehr so hoch auf der Liste wie früher einmal. Heutzutage, wenn sie nicht gerade am Strand war, schlich sich *Surfspeak* nur dann in ihr Vokabular, wenn sie sich über eine Autoritätsperson oder ähnliche Gestalten aufregte.

Nancy konzentrierte sich auf den Verkehr, jetzt ohne Tränen in den Augen, das Kinn entschlossen vorgereckt, die Stirn gerunzelt, sie schaute in den Rückspiegel, die Seitenspiegel, wechselte die Spuren häufiger als gewöhnlich, völlig in ihrer Aufgabe aufgehend, wie sie es sonst nur tat, wenn sie hinter einem Immobilienangebot herjagte oder meinte, dass ein Grundstücksverkauf unmittelbar vor dem Abschluss stand.

»Ach Scheiße.«

Bibi riss ein paar Papiertaschentücher aus der Box am Armaturenbrett und spuckte zweimal hinein, ohne Wirkung.

»Was ist? Was machst du?«

»Dieser eklige Geschmack!«

»Welcher Geschmack?«

»Wie verdorbene Milch, ranzige Butter. Er kommt und geht.«

»Seit wann?«

»Seit ... das angefangen hat.«

»Du hast gesagt, deine einzigen Symptome seien die schwache Hand und das Kribbeln.«

»Ich glaube nicht, dass es ein Symptom ist.«

»Es ist ein Symptom«, entschied ihre Mutter.

In der Ferne ragte das Krankenhaus über anderen Gebäuden auf, und bei diesem Anblick musste Bibi sich eingestehen, dass sie mehr Angst hatte, als sie zugeben wollte. Die Architektur des Gebäudes war unscheinbar und fade, aber je näher sie ihm kamen, desto unheilvoller erschien es ihr.

»Es gibt immer einen Silberstreif«, sprach Bibi sich selbst Mut zu.

Ihre Mutter klang besorgt und zweifelnd. »Ach ja?«

»Für eine Autorin gibt es immer einen. Alles ist Material. Wir brauchen ständig neues Material für unsere Geschichten.«

Nancy beschleunigte über eine gelbe Ampel und bog von der Straße auf das Krankenhausgelände ab. »Es ist, wie es ist«, sagte sie wie zu sich selbst, als wären diese Worte magisch, jedes einzelne davon ein Amulett, um das Böse abzuwehren.

»Bitte sag das nicht wieder zu mir«, verlangte Bibi etwas schärfer, als sie beabsichtigt hatte. »Nie wieder. Du sagst es andauernd, und ich will es nicht mehr hören.«

Während sie dem Schild zur Notaufnahme folgte, das sie von der Haupteinfahrt nach links führte, warf Nancy einen Seitenblick auf ihre Tochter. »Okay. Was immer du willst, Liebling.«

Bibi bereute es augenblicklich, ihre Mutter so angefahren zu haben. »Tut mir leid. Sorry.« Die ersten drei Wörter kamen ganz normal heraus, aber sie hörte die leichte Verzerrung beim letzten, das wie *Schorri* klang.

Als sie vor dem Eingang der Notaufnahme hielten, wurde Bibi der Grund dafür klar, weshalb sie keinen Krankenwagen gerufen hatte: Sie besaß das professionelle Gespür der erfahrenen Schriftstellerin für einen guten Geschichtenaufbau. Vielleicht schon von dem Moment an, als ihre linke Hand nicht das auf der Computertastatur getan hatte, was sie sollte, und ganz sicher von dem Augenblick an, als das Prickeln begann, hatte sie gewusst, wohin das alles führte, wohin es führen musste, nämlich an einen finsternen Ort. Schließlich war jedes Leben eine Geschichte oder eine Sammlung von Geschichten und nicht alle davon liefen würdevoll auf ein gutes Ende hin. Sie hatte immer angenommen, dass ihr Leben eine Geschichte voller Glück sein würde, dass sie es zu einer solchen Geschichte *machen* würde, und als nun ihre Symptome eingesetzt hatten, hatte sie nur sehr widerwillig in Erwägung ziehen wollen, dass ihre Annahme möglicherweise naiv war.



deankoontz.com

Dean Ray Koontz wurde im Juli 1945 in Pennsylvania geboren. Er verkaufte weit über 500 Millionen Bücher, die in 38 Sprachen übersetzt wurden. Dean Koontz ist einer der erfolgreichsten Autoren der Welt. Er lebt mit seiner Frau Gerda in Südkalifornien.

The Times: »Dean Koontz ist nicht nur der Experte für unsere dunkelsten Träume, sondern auch ein literarischer Künstler.«

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de